



Lebenserinnerungen

Waldeyer-Hartz, Wilhelm von

Bonn, 1922

3. Berlin. Berlin im Jahre 1861. - Im Hause meines Onkels. - Meine Lehrer: Reichert, Jüngken, v. Frerichs. - Doktorpromotion. - Medizinische Staatsprüfung. - Medizinische Schlußprüfung; mein ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

Geburtshilfe, wo unter Umständen zwei Leben auf dem Spiele stehen, für eine der wichtigsten Aufgaben unserer ärztlichen Ausbildung. Es war nicht die Schuld von Pernice, wenn wir in Greifswald so wenig Gelegenheit gehabt hatten, geburtshilflichen Operationen bei-zuwohnen; das lag an der gesunden Landbevölkerung, aus der die in der Klinik Hilfesuchenden meist stammten.

Neben Niemeyer erteilten uns Ziemßen, der spätere berühmte Münchener Kliniker, und Liebermeister, der später in Tübingen weiter wirkte, Unterricht in der inneren Pathologie. Des vortrefflichen praktischen Kursus, den uns Liebermeister in den klinischen Untersuchungsverfahren gab, gedenke ich noch heute mit voller Anerkennung. Bei Bardeleben waren damals Schirmer, der Vater (für Augenheilkunde), und Heinecke tätig. Die Vorlesung über Augenheilkunde hielt Bardeleben selbst, nahm auch die augenärztlichen Operationen in der Klinik vor. Schirmer leitete die augenärztliche Poliklinik und gab die praktischen Übungskurse. Heinecke wurde später Ordinarius für Chirurgie in Erlangen. Es spricht für den guten Stand der damaligen medizinischen Fakultät in Greifswald, daß ihre jungen Kräfte so gern begehrt wurden, wobei es ein eigentümliches Zusammentreffen ist, daß drei der genannten Lehrkräfte von der nordischen Universität sämtlich nach Süddeutschland gerufen wurden.

3. Berlin.

Berlin im Jahre 1861. — Im Hause meines Onkels. — Meine Lehrer: Reichert, Jüngken, v. Frerichs. — Doktorpromotion. — Medizinische Staatsprüfung. — Medizinische Schlußprüfung. — Mein Examinator Ehrenberg. — Ernste Stimmung nach bestandener Schlußprüfung.

Zum Beginn des Sommersemesters 1861 langte ich in Berlin an. Die jetzige Weltstadt hatte damals noch nicht ihren heutigen kosmopolitischen Anstrich, sie zählte rund 500000 Einwohner; jetzt das Vierfache. Für den inneren Verkehr dienten nur die jetzt verschwundenen Droschken zweiter Klasse; die Beleuchtung ließ viel zu wünschen übrig. Der Berliner Bürger lebte schlicht und recht, war sparsam und arbeitsam, wovon ich Gelegenheit hatte, mich in den zwei Wohnungen, die ich bezog, zu überzeugen. Ich wohnte zuerst in der Leipziger Straße bei einem Schneider, dann, um mit einem

Freunde zusammen zu ziehen, in der Schumannstraße bei einem Tischler. Beide Männer arbeiteten tagsüber in größeren Werkstätten. Nach dem Abendessen gingen sie aber nicht aus, sondern arbeiteten zu Hause weiter. Ihre Frauen sorgten musterhaft für den Haushalt und auch für ihre Zimmermieter. Nur Sonntags am Nachmittag machte die Familie einen Ausflug ins Grüne dahin, wo „Familien Kaffee kochen konnten“. Große Bierpaläste gab es noch nicht, die einfacheren Berliner Biere genügten allen Anforderungen, insbesondere die berühmte „Berliner Weiße“, die mit Recht ihren guten Ruf hat. Freilich, Gott sei's geklagt, sind sie in dieser Kriegszeit verwässert. Wir speisten damals zu Mittag recht gut für 60 Pfennige, dazu für 10 Pfennige ein Glas Bier und 10 Pfennige Trinkgeld; ebensoviel beanspruchte der Abend, wenn wir ausgingen, was aber nicht oft geschah. Blieben wir zu Hause, dann sorgte unsere Zimmerwirtin für uns, das kam dann viel billiger zu stehen. Ich habe die brave Frau, bei der ich in der Schumannstraße wohnte, später, als ich bereits Professor in Breslau war, bei einem Aufenthalte in Berlin noch einmal besucht und machte ihr damit eine große Freude.

Abends verkehrten wir, wenn wir ausgingen, gewöhnlich in einer Bierstube in der Nähe der Charité. Dort trafen wir häufig einen älteren Mediziner aus Schweden, der die Berliner Kliniken besuchte. Ziemlich regelmäßig entspann sich zwischen ihm und dem Kellner folgendes Gespräch: „Kellnär, Kellnär!“ Der Gerufene erschien. „Bringen Sie mir ein Beefsteak.“ Das Geforderte kam und wurde anscheinend mit großem Appetit verspeist. Nach einiger Zeit: „Kellnär, Kellnär!“ Der Mann im Frack kam: „Dieser Beefsteak war scheißlich, bringen Sie mir ein Omelett!“ Das Omelett wurde gebracht und bis auf den letzten Rest verzehrt. Dann wieder: „Kellnär, Kellnär!“ Der Gerufene kam: „Dieser Omelett war scheißlich, bringen Sie mir der Dagblatt.“ Er las zu seinem Glase Bier ruhig die Zeitung, zahlte gut und ging, kam aber, trotz der Verurteilung, die er dem Beefsteak und dem Omelett hatte angedeihen lassen, immer wieder. Mehrere Male waren wir Zeuge einer ähnlichen Unterhaltung, so daß wir schließlich, wenn uns etwas Unangenehmes widerfuhr, zu sagen pflegten: „Dieser Omelett war scheißlich.“

Eine Annehmlichkeit für mich war, daß ich Sonntags fast regelmäßig in herzlichster Weise bei meinem Onkel Franz, von dem ich

früher berichtete, daß er ein so hohes Alter erreichte, als Gast aufgenommen war. Er bewohnte mit Frau und zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter, die etwas jünger waren als ich, eine Wohnung am Hafenplatz. Das Haus steht noch heute; ich kann nicht vorübergehen, ohne der Familie in Treue und Liebe zu gedenken. Der Sohn wurde Schauspieler, starb aber in jungen Jahren an Tuberkulose. Die Tochter, eine liebenswürdige, reizende Erscheinung, verheiratete sich mit einem gutgestellten Hamburger Kaufmann, Otto Kahlcke, in dem ich einen von uns Allen hochgeschätzten Verwandten und Freund gewann. Mein Onkel zog nach dem Tode seiner Frau zu ihm. Meine liebe Base erkrankte in noch jungen Jahren an einem Unterleibskrebs. Ich besuchte sie noch auf ihrem Schmerzenslager in Hamburg, als ich 1901 meine erste Amerikareise antrat. Sie war gefaßt und lächelte leise, da ich ihr Trost und Mut zuzusprechen versuchte, als wollte sie sagen: „Du meinst es gut.“ Ich schied mit trüben Ahnungen. Ich sollte sie nicht wiedersehen. Ihr Gatte, mit dem ich in steter Verbindung blieb, überlebte sie nur wenige Jahre; er war einer der besten und edelsten Menschen, die mir im Leben begegnet sind.

Als ich mich in Berlin unter dem Rektorate des Theologen Twesten immatrikulieren ließ, fiel mir der etwas herrische, unangenehm berührende Ton auf, mit dem der damalige Universitätsrichter Lehnert, Bruder des Unterstaatssekretärs Lehnert im Kultusministerium, mit den Studierenden verkehrte. Das war ich weder von Göttingen noch von Greifswald her gewöhnt. Ich komme später auf diese Sache zurück.

Ich belegte Reicherts Vorlesungen über Entwicklungsgeschichte und allgemeine und vergleichende Anatomie, denen ich mich hauptsächlich widmete, dann noch die chirurgische Klinik bei Jüngken, die medizinische bei Frerichs und eine öffentliche Vorlesung über Diffusion bei du Bois-Reymond, um den berühmten Physiologen kennen zu lernen. Reicherts Vorlesungen machten mich zwar mit den mir bisher ziemlich fremden Gebieten der Zeugungs- und Entwicklungslehre sowie mit der vergleichenden Anatomie bekannt, befriedigten mich aber nicht, da ich die Kollegia Sterns, Wöhlens und vor allem Henles und Bardelebens gehört hatte. Reichert hatte eine wunderliche, oft zwar anregende, aber, ich möchte sagen, krause Art zu sprechen. Ich erinnere mich, daß er eines Tages in der Vorlesung

über vergleichende Anatomie auf die chemische Beschaffenheit von Chitin und anderen tierischen Stoffen zu sprechen kam, bei denen zwischen den Chemikern Karl Schmidt in Dorpat und Schloßberger in Tübingen Meinungsverschiedenheiten bestanden, die Reichert erwähnte. Er fuhr dann fort in seinem ostpreußischen Dialekt, den er in unverfälschter Art sich bewahrt hatte, indem er ein recht großes Präparatenglas unter den vor ihm stehenden auswählte und in die Höhe hob: „Meine Herren, dies ist Karl Schmidt“; längere Zeit suchte er dann nach einem kleinen Glase und zeigte uns endlich eines der kleinsten: „Ich kann kein so kleines finden, wie ich wollte, dies ist Schloßberger!“ Mit ähnlichen Einfällen waren seine Vorträge gespickt; sie wirkten ja unterhaltend, aber nicht belehrend.

In der Entwicklungsgeschichte und vor allem in der allgemeinen Anatomie war er, der auf beiden Gebieten Arbeiten von hohem Werte aufzuweisen hat, seit seiner Dorpater Zeit nicht mehr vorwärts gekommen. Kölliker und Max Schultze waren ihm ein Dorn im Auge. Ich konnte mich nicht enthalten, als er uns in seinem mikroskopischen Kursus, wobei aber nur fertige Präparate gezeigt wurden, einmal die Knötchen der Zungentonsille an einem Präparate von einer durch Kochen gehärteten Zunge sehen ließ und sie für Schleimdrüsen erklärte, zu bemerken, daß ich sie für lymphatische Bildungen halte. Er verwies mich auf die eigentümlich glasige Beschaffenheit der betreffenden Bildungen, die auch an verschiedenen Stellen seitliche knospenförmige Vorwölbungen zeigten; das spräche doch für Schleimdrüsen. Ich erwiderte darauf, daß das doch auch auf das vorherige Kochen des Stückes zurückgeführt werden könne. Ich glaube nicht, daß mein Einwand Reicherts Meinung geändert hat. Ich kam auch mit ihm in wiederholte Disputationen über die morphologische Auffassung der tierischen Zellen, bei der Reichert hartnäckig an dem Schwannschen Schema festhielt. Einmal packte er mich, als wir in einem Flur des Anatomischen Institutes auf und ab wandelten und über diese Dinge sprachen, an beide Schultern, schob mich von sich ab und rief: „Ach, Sie sind auch so ein Ketzer wie der Schultze! Was kann man mit so einem Klümpchen Schleim, wie nach ihm eine Zelle sein soll, anfangen?“ Ich meinte, man könne viel mehr damit anfangen, wenn dieses Klümpchen lebendiger Substanz frei sei, als

wenn es eingesargt wäre in eine Membran. Reichert hat seine Meinung nicht aufgegeben. Wir blieben, trotz aller dieser Verschiedenheiten in unserer Auffassung vieler Dinge, im Ganzen guten Einvernehmens. Reichert gab mir einen Arbeitsplatz und Material für die Beendigung der Arbeiten an meiner Doktordissertation und bewies mir, wo er konnte, sein Wohlwollen. Es war überhaupt ein guter, anerkennenswerter Zug bei ihm, daß er sich seiner Schüler gern in freundlicher und fördernder Weise annahm. Wenn man Reichert beurteilen will, muß man auf seine frühere in Dorpat und Breslau verbrachte Zeit zurückgehen. Auch noch in den ersten Jahren seiner Berliner Tätigkeit hat er einige bedeutende Arbeiten geschaffen, so sein Werk über das menschliche Gehirn, über die Gehörschnecke und über eine junge menschliche Frucht im bläschenförmigen Zustande. Es war für ihn und seinen Ruf verhängnisvoll, daß er zu früh senilen geistigen Veränderungen unterlag, während er körperlich noch rüstig blieb und dadurch veranlaßt wurde, länger im Amte auszuharren, als für ihn gut war. Nur zu leicht bleibt dann in der Mit- und auch in der Nachwelt die Schattenseite des Lebens eines Mannes, der auf höherer Warte stand, in der Erinnerung erhalten und wirft ihr Dunkel auch auf die frühere lichte Zeit.

Gern hätte ich die chirurgische Klinik bei Langenbeck angenommen, sie lag aber für das Hauptziel, welches ich bei meiner Übersiedelung nach Berlin ins Auge gefaßt hatte, in der Zeit ungünstig, so daß ich, da mir noch ein chirurgisch-klinisches Semester fehlte, die Jüngkensche Klinik wählen mußte. Wie sie damals war, davon will ich lieber schweigen; es wäre auch viel besser für den alten Herrn gewesen, wenn er zehn Jahre vorher seinen Abschied genommen hätte. Gut wäre es für Manchen, wenn ihm ein treuer Freund zur Seite stände, der ihn darauf aufmerksam machte, daß es Zeit sei, aus dem Amte zu scheiden. Da mir in Reichert und Jüngken zwei Beispiele vor Augen standen, so habe ich in zwei Fällen, wo ich von dem Ministerialdirektor Althoff ersucht wurde, diesen Freundschaftsdienst zu übernehmen, eine so heikle Aufgabe dies auch ist, mich nicht geweigert, sie zu lösen. Althoff wünschte die Härte der Fälle nach Möglichkeit zu mildern und bat mich, dessen freundschaftliches Verhältnis zu den Betreffenden ihm bekannt war, diese zu veranlassen, selbst um ihre Versetzung in den Ruhestand einzukommen. Es gelang

mir dies zu erreichen, ohne daß meine freundschaftlichen Beziehungen beeinträchtigt wurden. Ich bin sogar sicher, daß beide Männer mir dankbar waren.

Frerichs hielt seine Klinik mehr in Vortragsform ab. Es war auch bei der großen Zuhörerzahl kaum anders möglich. Ich besuchte die Klinik als Praktikant und wurde zweimal in dem betreffenden Semester zur praktisch-klinischen Untersuchung aufgefordert. Um ein Bild von der Unterrichtsweise des großen Klinikers zu geben, versuche ich die eine dieser klinischen Stunden, in der ich tätig zu sein hatte, getreu zu schildern. Bevor Frerichs in den dichtgefüllten klinischen Saal eingetreten war, waren dort sechs oder sieben Betten mit Kranken aufgestellt, alles, wie sich bei der späteren Untersuchung herausstellte, Fälle von Pneumonie, aber jeder anders, in verschiedenen Stadien, mit verschiedenen Komplikationen und anderen Verschiedenheiten. Ich wurde nun aufgerufen, die einzelnen Kranken zu untersuchen, Frerichs trat mit mir an die Betten heran, ich mußte perkutieren, auskultieren, palpieren und ihm sagen, was ich fand. Meistens sagte es aber schon Frerichs selbst, der die Fälle ja kannte und nicht erst mehr zu untersuchen nötig hatte. Da nun begreiflicherweise dies alles für das übrige Auditorium, welches von den hinteren Reihen kaum die Kranken sehen konnte, äußerst langweilig war, so brach Frerichs bald damit ab, entließ mich auf meinen Platz und begann nun, auf einer Tischkante Platz nehmend, das Stethoskop in der Hand, mit dem er manchmal auf seine Oberschenkel schlug, seinen klinischen Vortrag über Pneumonie, an die gerade vorliegenden Krankheitsfälle anknüpfend. So kamen am folgenden Tage andere Krankheitsfälle heran, wenn möglich, stets mehrere Fälle derselben Art, was ja bei dem großen Material des Charitékrankenhauses meist geschehen konnte. Diese klinischen Vorträge von Frerichs waren Meisterstücke nach Form und Inhalt und gestützt durchweg auf eigenste reiche Erfahrung, wodurch sie besonders wirksam waren. Die Zuhörer lauschten denn auch mit gespanntester Aufmerksamkeit. Ich habe keine Stunde gefehlt, obwohl ich mir längst klar darüber war, daß ich niemals medizinische Praxis ausüben würde.

Die Möglichkeit sich gut auszubilden, diagnostisch wie therapeutisch, war, neben diesem großzügigen Unterricht in den klinischen Stunden, dadurch gegeben, daß die Assistenzärzte Unterrichtskurse

gaben, daß unter ihrer Leitung und auch der des Klinikers selbst Untersuchungen der Kranken in den Krankensälen stattfanden und daß den Praktikanten einzelne Kranke überwiesen wurden, bei denen sie die Diagnose, Prognose und Behandlung festzustellen, tägliche Besuche zu machen und über den Verlauf der Krankheit öfters Bericht zu erstatten hatten. Solche Berichte dienten dann auch zu kritischen Besprechungen. Im Großen und Ganzen wird wohl so auch heute noch der klinische Unterricht an den deutschen Universitäten gehandhabt. Für die Schulung des angehenden Arztes zu seiner späteren praktischen Tätigkeit, namentlich bei minderbemittelten Patienten, halte ich eine gut geleitete Poliklinik mit reichlichem Krankenstand, wie größere Städte ihn bieten, für besonders wichtig. Und da haben tüchtige Assistenten, selbst gutgeschulte ältere Kommilitonen, deren Rat man als Jüngerer gern annimmt, oft mehr Einfluß auf die Ausbildung der Mediziner als die großen klinischen Lehrer selbst, denn denen ist es auch beim besten Willen unmöglich, selbst an kleineren Universitäten, sich um alles einzelne zu kümmern.

Von meinen Freunden traf ich nur den einen wieder in Berlin, den schon bei meiner Schilderung der Greifswalder Erlebnisse genannten Mediziner, Richard Hermes, gewann aber einen neuen fürs Leben, August Rheinstädter, einen Kölner, der später sich unter Spiegelbergs Leitung als Frauenarzt ausbildete und es in Köln zu einer geachteten Stellung brachte. Auch ihn deckt schon seit langem der grüne Rasen.

So kam nun die Zeit der medizinischen Endprüfungen heran; zunächst die Doktorprüfung, welche damals noch pflichtmäßig war und vor der letzten Prüfung, der medizinischen Staatsprüfung, abgelegt werden mußte. Ich hatte ein anatomisch-physiologisches Thema für meine Doktordissertation gewählt und völlig selbständig nach über ein Jahr lang fortgesetzten Untersuchungen bearbeitet: „De Claviculae articulis et functione“, und hatte die Freude, mein bescheidenes Erstlingswerk im medizinischen Jahresbericht mit Anerkennung berücksichtigt zu finden. Das mündliche Examen bestand ich mit zwei Kommilitonen im Hause des Dekans — es war der wohlbekannte Professor der gerichtlichen Medizin J. L. Casper — bei Torte und Wein, wie das damals üblich war. Außer dem Dekan selber prüften uns Reichert, Frerichs und Jüngken. Ich glaube gut geantwortet

zu haben, während bei meinen beiden Prüfkollegen manche schlimme Lücke ihres Wissens zutage trat. So wußte der eine die Frage Reicherts, welche physiologischen Wirkungen der Speichel habe, nur sehr ungenügend zu beantworten, da ihm die Wirkung des Speichelferments auf Stärke gänzlich unbekannt war. Ich mußte aushelfen und nach einer ausgiebigen Antwort meinerseits schöpfte Reichert Mut und wagte die Frage an mich zu richten, wer denn diese Wirkung entdeckt habe? Auch das konnte ich beantworten. Noch schlimmer, wenn möglich, war die Lücke, die sich bei dem anderen meiner Mitprüflinge zeigte, der die Frage Jüngkens, was denn ein Abszeß sei, nicht zu beantworten wußte. Das war aber Jüngken doch zu arg; er sprang auf, stieß seinen Stuhl auf den Boden und rief aus: „Das hätten Sie aber schon an den Kinderschuhen ablaufen müssen!“ Wir kamen alle drei durch; ich will auch nicht sagen, daß meine beiden Kommilitonen hätten durchfallen sollen, denn sie hatten eine ganze Reihe anderer Fragen richtig beantwortet; indessen war ich doch ein wenig verwundert, als ich am anderen Tage in der Universität unsere Diplome angeschlagen fand, jedes mit dem Prädikat „cum laude“. Das hat meinen Respekt vor dem Werte der Berliner Doktorprädikate, wie sie damals erteilt wurden, nicht erhöht.

Damals war es, wenigstens in Berlin, noch üblich, daß man vor der Zulassung zur eigentlichen Doktorprüfung, dem Examen rigorosum, wie es ähnlich wie „lucus a non lucendo“ hieß, beim Dekan das sogenannte Tentamen medicum, eine Art Vorprüfung, zu bestehen hatte, wahrscheinlich, um Kandidaten mit zweifelhaftem Wissen nicht erst zur Hauptprüfung zuzulassen. Der Dekan stellte einige Fragen und gab jedem ein Thema, welches er auf der Stelle, im Hause des Dekans, schriftlich zu bearbeiten hatte. Es waren einige Stunden Zeit dazu gegeben, während der einige Erfrischungen in Gestalt belegter Brötchen mit einem Glase Wein gereicht wurden. Wir waren drei oder vier Kandidaten zum Tentamen; es ging auch alles glatt, nur bemängelten wir, daß wir nicht noch ein paar von den leckeren Brötchen, die Casper uns mit gutem Wein hatte vorsetzen lassen, mehr bekommen hatten.

Da Casper gerade verhindert war, so kam es, daß ich zu meiner Freude den Doktorhut aus Reicherts Hand empfing. Dabei kam ein ergötzlicher Zwischenfall vor. Vor mir wurde als erster ein Lands-

mann, der Doctorandus Venn, promoviert. Zufällig war die Tür, die durch eine kleine Schranke zum oberen Katheder führte, den man nach der Promotion zur Empfangnahme des Diploms besteigen mußte, nachdem sie Reichert durchschritten hatte, wieder verschlossen worden. Als Reichert nun Venn promoviert hatte und ihn mit den Worten: „Ascendas nunc in Cathedram majorem, quae est Doctorum“ aufforderte, zu ihm auf den oberen Platz zu kommen, ließ sich die Türe nicht öffnen. Reichert winkte dem Pedellen, aber Dr. Venn, ein gewandter Turner, wartete nicht erst den Pedellen ab, sondern schwang sich, kurz entschlossen, über die Brüstung und erschien vor dem erstaunten Reichert, der inzwischen nach dem Pedellen ausgeschaute hatte, mit einer feierlichen Verbeugung. Selbst Reichert hatte Mühe, seiner Heiterkeit Herr zu werden.

Tags darauf reiste ich, mit neuen Besuchskarten als Dr. med. schon versehen, in die Heimat, um dort die Ferien vor der Staatsprüfung in ähnlich froher Stimmung zu vollbringen, wie damals, als ich vom Gymnasium zur Universität übergang.

Als ich im Oktober 1861 zur Ablegung der letzten Prüfung wieder in Berlin eintraf, war gerade König Wilhelm I. mit seiner Gemahlin, der Königin Augusta, von der Krönungsfeier in Königsberg nach dem Berliner alten Königsschloß zurückgekommen. Ich wohnte der Huldigung des Monarchen seitens der Berliner, die er vom Altan des Schlosses entgegennahm, bei. Es war ein erhebender Anblick, die Tausende und Abertausende vor dem Schlosse ihrem Herrscherpaare begeistert zujubeln zu sehen. Mir und sicher vielen unter denen, die da standen, kam das Vorgefühl einer neuen Zeit, die über Preußen und Deutschland herankommen werde. Sie ist gekommen und jetzt standen wir seit vier Jahren in Waffen, um das, was sie uns gebracht, zu wahren, und haben es verloren!

Die Staatsprüfung umfaßte damals zunächst Anatomie und Physiologie, die aber, allerdings von zwei Examinatoren, an einem Tage mündlich geprüft wurden. Man ging zum festgesetzten Termine erst zu Reichert, demonstrierte das vorher angefertigte Präparat — nur ein Messerpräparat; mikroskopische Präparate wurden damals noch nicht gefordert — und wurde dabei mündlich geprüft; dann ging's zu du Bois-Reymond gleichfalls nur zur mündlichen Prüfung. Es gab eine bestimmte Anzahl Themata nach Nummern geordnet; das

Thema für jeden Kandidaten wurde durch Lösen ermittelt. Da die Themata gedruckt vorlagen, so war es natürlich, daß man sich zur Vorbereitung für das Examen die einzelnen Themata gehörig, wie man sagt, „einpaukte“. Freilich war es dem Examinator freigestellt, auch bei der Demonstration des Präparates Fragen zu stellen, ebenso nach dem Vortrage über das Thema, so daß er sich doch überzeugen konnte, ob der Kandidat nur etwas auswendig gelernt habe oder etwas „wisse“.

Nach bestandener Prüfung in diesen beiden Fächern war die Reihenfolge der übrigen: Innere Medizin, Chirurgie, Geburtshilfe frei. Dann kam noch das Schlußexamen. Es war also die damalige Prüfung viel einfacher als die jetzige, wo für mikroskopische und allgemeine Anatomie sowie für Physiologie ein besonderer Prüfungstermin besteht, wo außerdem noch in Pathologischer Anatomie, Kinderkrankheiten, Augenkrankheiten, Nervenkrankheiten, Pharmakologie und Hygiene besonders geprüft wird, während das Schlußexamen, das freilich mehr eine Komödie war, weggefallen ist.

Mir erging es in den meisten Fächern gut, nur in der inneren Medizin wäre ich, und ich muß gestehen mit Recht, aus Nachlässigkeit bei der Untersuchung eines der mir zugewiesenen Fälle, beinahe durchgefallen. Mich rettete damals die Pathologische Anatomie, deren Pflege meinerseits mir hier zum ersten Male fördernd wurde. Meine Examinatoren waren Frerichs und der ältere Quincke. Für Frerichs, der sich meistens vertreten ließ, prüfte der zur Charité kommandierte damalige Stabsarzt Dr. Kühne. Ich bekam von ihm einen Kranken zugeteilt, den ich am Abend bei mangelhafter Beleuchtung untersuchte. Ich brachte heraus, daß er Alkoholiker war und deliriert hatte. Da war ich mit meiner Diagnose — ich weiß heute selbst noch nicht, wie ich dazu kam — ohne weitere physikalische Untersuchung, fertig. Am andern Morgen sollte ich meinen Fall dem Examinator vorstellen und weiter geprüft werden. Siegesgewiß kam ich mit meiner Diagnose: „Delirium tremens ex abusu alcoholis“ heraus. Dr. Kühne sagte nichts als: „Wollen Sie einmal perkutieren!“ Ich tat das und konstatierte auf der einen Brusthälfte eine untere absolute Dämpfung. Ich bekam keinen geringen Schrecken, zumal ich gestehen mußte, daß ich die Perkussion unterlassen hatte. Ich wurde nicht weiter geprüft, während in den nächsten Tagen die

Prüfung der übrigen sechs Kandidaten, die mit mir im Termine waren, ihren Fortgang nahm. Am letzten Prüfungstage stellten wir uns Alle noch einmal zur Prüfung; ich stand, wie gewöhnlich nach meinem verunglückten Anfange, in der Überzeugung, daß ich aufgegeben sei, am Ende der Reihe. Da fragte Dr. Kühne nach pathologisch-anatomischen Befunden bei verschiedenen Krankheitsprozessen, unter anderm auch bei der Pneumonie. Er fragte den ersten, den zweiten und dritten und so weiter, Niemand wußte etwas Ordentliches zu sagen. Nun kam mein Vormann an die Reihe, der gar nichts zu sagen fand. Ich reckte mich etwas, um mich bemerklich zu machen, indem ich dachte, jetzt darf er dich doch nicht übergehen, und richtig, ich wurde gefragt. Nun war ich in meinem Fahrwasser und entwickelte dem Examinator, meiner Meinung nach gut, die pathologisch-anatomischen Befunde bei den verschiedenen Formen der Pneumonie. Nach Schluß meiner Darlegungen sagte Dr. Kühne, indem er die Anderen entließ, ich möge noch ein wenig zurückbleiben. Er ließ mich dann noch in seiner Gegenwart drei Diagnosen an beliebig ausgewählten Fällen stellen, die mir alle drei gelangen, worauf er mir sagte, daß ich meinen Fehler vom ersten Tage gut wett gemacht habe und er sich freue, mich als bestanden erklären zu können. Ich habe dem damaligen Stabsarzt Kühne, der sich bei dem ganzen Examen als ein strenger, aber gerechter und in der Form angenehmer Examinator erwies, stets ein hochachtendes Andenken bewahrt.

Bei der Prüfung durch Quincke ging es mir gut. Eine etwas komische Szene ist mir aus dieser Prüfung im Gedächtnis geblieben. An einem der Prüfungstage sagte Quincke, daß er heute einmal in lateinischer Sprache prüfen wolle; es sei doch mitunter erwünscht, wenn die Ärzte sich bei einem Consilium in einer Sprache verständigen könnten, die man bei den meisten Patienten als unbekannt voraussetzen dürfe. Und er fing an ganz leidlich lateinisch zu reden. Wir schoben unvermerkt unseren Kommilitonen Dr. Veit aus Köln vor, von dem wir wußten, daß er ein guter Lateiner war. Quincke wendete sich auch an ihn mit einer Frage. Nequaquam! antwortete Dr. Veit, vortretend, mit fester Stimme und fuhr nun in einer lateinischen Rede fort, die die Quinckesche an Gewandtheit weit übertraf. Als Veit geendet hatte, dem Quincke erstaunt zuhörte, sagte dieser deutsch, er freue sich sehr, zu erfahren, daß die edle lateinische Sprache

bei der medizinischen Jugend noch gepflegt werde und fuhr fort zu examinieren, aber in deutscher Sprache! Dr. Veit und ich waren gute Bekannte geworden; wir hatten mit Freund Rheinstädter, dessen ich vorhin gedachte, viel zusammen gearbeitet. Veit wurde ein angesehener Arzt in Köln, wo er leider früh verstarb.

Im Anfang März 1862 unterzog ich mich mit etwa acht bis zehn Kandidaten der Schlußprüfung. Obwohl man bis dahin in allen Fächern bestanden hatte, wurde man nun noch einmal in allen kurz mündlich geprüft, und auch noch in einigen naturwissenschaftlichen Fächern; in diesen prüfte damals Ehrenberg. Man wußte ja, daß von einem Durchfallen nicht die Rede war und auch kaum sein konnte, da man doch schon vorher in diesen sämtlichen Fächern die Zensur „bestanden“ erhalten hatte. Diese Prüfung war offenbar als ein alter Zopf aus früheren Zeiten, wo sie vielleicht einmal Bedeutung gehabt hatte, übrig geblieben. Es dauert gewöhnlich länger als gut ist, bis man solche veraltete Dinge in den Rumpelkammern verschwinden läßt. Es wäre auch vielleicht ganz angebracht, wenn von Staatswegen eine besondere Kommission eingesetzt würde, die von Zeit zu Zeit zu prüfen hätte, ob nicht eine Anzahl Gesetzesparagraphen oder Verwaltungs- und Polizeiverordnungen zu streichen wären.

Nun, bei dem Schlußexamen, welches ich abzulegen hatte, ging es zu, wie zu erwarten war. Die aus der Anatomie, Physiologie und aus den klinischen Fächern gestellten Fragen wurden leidlich beantwortet, aber bei dem alten würdigen Ehrenberg in der Botanik und Zoologie ging's sehr dürftig, so daß man ihm bald anmerkte, daß er nur mit einer gewissen Ängstlichkeit seine Fragen stellte. Nach einigen Mißerfolgen sagte er dann meinem Vormanne, er möge ihm irgendein Tier nennen, von dem er etwas wisse. Mein Nachbar antwortete: „Der Löwe.“ „Gut!“ sagte Ehrenberg, „was wissen Sie denn vom Löwen?“ Kühn antwortete der Gefragte: „Der Löwe ist ein Raubtier“ und schwieg. „Nun,“ fragte Ehrenberg weiter, „was wissen Sie denn sonst von ihm?“ Mein Vormann dachte eine Weile nach und sagte: „Ja! er hat sehr große Zähne und das ist auch von medizinischem Interesse, denn er kann dem Menschen schwere Verwundungen beibringen.“ Auf weitere Fragen, nach zoologischen Merkmalen, reagierte mein Nachbar nicht mehr viel. Dann wandte sich Ehrenberg ganz verzweifelt an mich und ersuchte mich, ihm

irgendein Tier zu nennen, von dem ich etwas wisse. Ich bat ihn darauf, er möge mir selbst ein Tier nennen oder eine Tiergruppe, über welche er Auskunft wünsche. Ehrenberg zögerte eine Weile, als ob er dem Gehörten nicht recht traue, dann sagte er: „Gut denn, bleiben wir bei den Raubtieren.“ Als ich ihm nun zufriedenstellende Auskunft geben konnte, erheiterte sich sein ganzes Wesen; er wurde kühn und fragte, ob ich auch etwas von wirbellosen Tieren wisse. Ich konnte dies bejahen und so stellte er mir nur noch einige Fragen aus diesem Gebiete, die ich glatt beantwortete. Ich hatte mich ja bei meinem Vorhaben, Anatom zu werden, schon seit Jahren eifrig mit Zoologie und vergleichender Anatomie beschäftigt und war daher meiner Sache sicher. Es machte Ehrenberg offenbar Vergnügen, auch einmal Antworten zu bekommen und nicht mit einem vollständigen Mißerfolge aus dieser Prüfung zu scheiden. Mich freute es, bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft des berühmten Mannes gemacht und ihn zufriedengestellt zu haben.

Wie war mir zu Mute, als ich damals nach beendigtem Examen an dem schon dunklen Märzabend auf die Straße trat? Nicht froh, ernst war meine Stimmung. Ich sagte mir, daß nun die frisch-freifrohe Studentenzeit ihr Ende erreicht habe und der Ernst des Lebens beginne. Im Gespräch mit meinen Freunden verweilte ich noch eine kurze Zeit; früh ging ich heim und zur Ruhe. Am anderen Tage verließ ich Berlin, nicht ahnend, daß ich es dereinst, nach erreichtem Ziel, zu dauerndem Wohnsitz wiedersehen sollte.

Für meine nächste Unterkunft hatte sich mir während der Prüfungsmonate in Berlin ein Platz gefunden. Dr. Klebs, damals Assistent bei Rudolf Virchow, hatte von seinem früheren Lehrer Professor v. Wittich, Physiologen in Königsberg, Auftrag erhalten, ihm in Berlin einen Assistenten zu besorgen. Er hatte mich kennen gelernt und wußte, daß ich nach einer Stellung suchte, die mir Gelegenheit bot, mich weiter in der Anatomie und Physiologie auszubilden, um dem Berufe eines Universitätslehrers zuzusteuern. So teilte er mir dann den Auftrag v. Wittichs mit und riet mir, die Assistentenstelle anzunehmen. Ich wäre zwar lieber Assistent an einer anatomischen Anstalt geworden; aber ich sagte mir, es sei wesentlich, nicht erst zur medizinischen Praxis überzugehen, sondern zu nehmen, was mich dem erstrebten Berufe näher brächte. v. Wittich

hatte übrigens auch den Unterricht in der Histologie zu vertreten; außerdem befand sich die physiologische und die anatomische Anstalt Königsbergs in einem und demselben Gebäude, und so hoffte ich Gelegenheit zu finden, mich auch in allen Zweigen der menschlichen Anatomie weiterzubilden. Ich nahm also die Stelle an mit Bewilligung meiner Eltern, die ich um so mehr erbitten mußte, als mein festes Einkommen in Königsberg nur 150 Taler jährlich betrug, ich also auf weitere Zuschüsse angewiesen war.

V. Kapitel.

Universitäts-Dozentenjahre: Wanderjahre.

1. Königsberg.

Freundliche Aufnahme in der Universität. — Förderung durch die Pathologische Anatomie. — Assistententätigkeit bei Professor v. Wittich. — Erste anatomische Vorlesung. — Erlebnisse mit Papageien; etwas über Tierpsychologie. — Eigene Erfahrungen mit Äther- und Chloroform-Narkose. — Der Anatom August Müller. — Meine Verlobung.

Anfang Mai 1862 traf ich in der alten Preußenstadt am Pregel ein. Bei schönstem Frühlingswetter, mein Auge noch an den schön blühenden Rapsfeldern weidend, hatte ich Westfalen verlassen, auf der Fahrt durch die eintönige Landschaft Westpreußens begleitete mich Schneegestöber. Im Wittichschen Hause fand ich gleich die beste Aufnahme, die im Laufe der Zeiten zu herzlicher Freundschaft führte. Mein Dienst bestand in den Vorbereitungen für die Vorlesungen, in der Sorge für das Inventarium und die Laboratoriumsbestände, in der Hilfe bei den Arbeiten v. Wittichs und denen der Laboranten. Unter diesen befand sich damals ein älterer Student, Freund des Wittichschen Hauses, Max Cohn aus Elbing, mit dem ich bald Freundschaft schloß. Das wurde eine Freundschaft fürs Leben. Albert Kayser, Joseph Koch, Leonhard Landois, Richard Hermes und Max Cohn, der später in Wiesbaden unter dem Namen Conrady einer der angesehensten Ärzte war, sind meine treuesten und besten Freunde aus der Jugendzeit geblieben, und durch die Beziehungen zu mir auch selbst einander näher gekommen; die Katholiken, der Protestant und der Jude; oft haben religiöse